

# Bruder Jonathan und das Reich der Mitte.

Aus Schanghai wird geschrieben: Auch abgesehen von den lange geplanten und nur durch die Revolution aufgeschobenen Unternehmungen, wie der Gründung einer chinesisch-amerikanischen Bank, einer chinesisch-amerikanischen Schiffsfahrtslinie usw. sehen wir die Amerikaner neuerdings wieder außerordentlich tätig, gerade in dieser Zeit, wo noch der Aufstand nicht beendet ist und die Zustände dem Beslän- der Gelegenheit geben, tiefer in das Herz des Chinesen zu sehen, und auf seine wirtschaftlichen Verhältnisse größ- ten Einfluss zu erlangen und ihn in eigenen Gebirgen zu beeinflussen, gerade in dieser Zeit größere Un- ternehmungen in China zu gründen, die den Zweck verfolgen, die amerikani- schen Handelsbeziehungen zu China zu fördern und den amerikanischen Ein- fluss in China zu stärken. Bekanntlich haben die Amerikaner, schwerlich ohne Beihilfe ihrer Regierung, unmittelbar vor der Revolution in Schanghai eine große Tageszeitung gegründet, die sich einen weiten Leserkreis zu sichern ver- standen und während der Revolutionszeit eine ziemlich Rolle zu spielen ge- wohnt hat. Wie großen Wert die ameri- kanische Regierung auf die Förderung des amerikanischen Handels in China legt, geht schon daraus hervor, daß jedem amerikanischen Konsulatsbeam- ten hier eine Ranghöhung und Be- förderung sicher ist, wenn er nachwei- sen kann, daß durch ihn an seinem Amtssitz die amerikanische Handel eine Zunahme aufzuweisen gehabt hat. Neben den Beamten aber sind, abgesehen von den Missionen, vor allem private Kreise für die Ausbreitung des ameri- kanischen Einflusses tätig. Hier in Schanghai ist zum Beispiel das so ge- nannte Internationale Institut, das von dem früheren Missionar Dr. Gil-

kerl Meid gegründet worden ist. Trotz des internationalen Namens und trotz- dem auch Vertreter anderer Nationen im Vorstand sitzen, ist es als eine rein amerikanische Anstalt zu betrachten. Etwa seit dem Beginn des Aufstandes hat dieses Institut, in dem sonst chine- sische junge Männer in wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Dingen unter- richtet werden, die Einrichtung getrof- fen, daß alle Monate oder öfter Vor- tragsabende veranstaltet werden, zu denen jedermann geladen ist, und auf denen in chinesischer und englischer Sprache über Gegenstände wirtschaftlicher Natur gesprochen wird. Jetzt gibt es daran, in seinen Räumen ein Handels- museum anzulegen, das aus allen chine- sischen Gebieten die dort hergestellten Produkte ausstellen soll und das mit dem Handelsmuseum in Philadelphia die Vereinbarung des Austausches sämtlicher Dubletten getroffen hat. Das Museum wird also gleichzeitig auch ein ständiges amerikanisches Han- delsmuseum werden. Für die Seiden- zucht will es vermitteln, daß ein ameri- kanischer Fachmann, der ein Verfas- sen erdacht zu haben glaubt, durch das die chinesische Produktion von Seiden- fadens ungefähre verdoppelt werden könne, als Ratgeber nach China kommt, und für diesen Herrn wie für andere Fachmänner auf andern Gebieten will das Institut die erforderlichen Gehäl- ter von den vermögenden Kreisen, die es in Amerika hinter sich hat, besorgen. Auch wird von ihm angestrebt, sämt- liche Händler über Land- und Forstwirt- schaft, die in englischer Sprache erschie- nen sind, ins Chinesische überlesen zu lassen und so mittelbar zur Kenntnis des chinesischen Bauern zu bringen. Jedenfalls sind die Amerikaner tüchtig dabei, das Eisen zu schmieden, solange es heiß ist. Und heiß ist es ganz besonders in dieser Uebergangszeit.

# Heiße Sommer im Vaterlande.

Der Direktor der preussischen Lan- desmeterverwaltung in Berlin, Prof. Dr. Gustav Hellmann, veröffentlichte vor kurzem eine Arbeit über die Witterungs- folgen nach heißen Sommern in Berlin (Bericht über die Tätigkeit des R. V. Meteorologischen Instituts im Jahre 1911, Seite 100 bis 111). Sie verdient weitere Verbreitung, als die Art ihrer Veröffentlichung mit sich bringt und ein kurzer Auszug mög- lichst hier folgen. Der vorjährige heiße und trockene Sommer, so süßer der genannte Meteorologe aus, besitzt Vorgänger, die ihn erdebeben übertrafen. Welt seit 1875 kein derartig heißer Sommer mehr aufgetreten war, und besonders weil die Sommer 1906 bis 1910 kühl waren, nur darum machte der Sommer 1911 so außer- gewöhnlich starken Eindruck. Die Aufzeichnungen für Berlin reichen bis 1719 zurück. Als heiße Sommer zählen die 21 der Jahre 1719, 26, 27, 48, 50, 51, 57, 75, 81, 82, 83, 97, 1819, 26, 34, 46, 57, 68, 75, 1911. Das be- rühmte Weinjahr 1811 fehlt in dieser Reihe; nur Juni und Juli waren heiße Monate und besonders der warme Oktober kam der Weinreife zu gute. — Die Länge der letzten Woche zwischen dem letzten Wintersonn- tagen 1875 bis 1911, wurde vorher nicht erreicht; ihr nahe kom- men 21 Jahre: 1797 bis 1819 und 20 Jahre: 1727 bis 1748. Auffallend in der Reihe sind die Folgen heißer Sommer: 1726 und 27, 1748—50—51, 1781—82—83, 1857—59. Den 21 heißen Sommern waren sehr warme Sommer benachbart in den Jahren 1720, 47, 49, 56, 76, 78, 79, 80, 93,

98, 1818, 27, 35, 58, 76, 77. Folgen sehr warmer Sommer finden sich demnach zwölfmal: 1719—20, 1726—27, 1747—48—49—50—51, 1756—57, 1775—76, 1778—79—80—81—82—83, 1796—97—98, 1818—19, 1826—27, 1834—35, 1857—58—59, 1875—76—77. Die uns bis jetzt noch unbekannteten Ursachen für die Ausbildung heißer Sommer- monate scheinen eben oft mehrere Jahre fortzuwirken und andauernd, wenn auch in wechselnder Stärke, zu wirken. — Den Anhängen warmer Sommer 1747 bis 61 und 1775 bis 83 gingen neunzehn- und sechzehn- jährige Pausen voraus. Da ist nun in ähnlicher Weise möglich, daß der 33jähri- gen Pause 1877 bis 1911 eine Reihe warmer trockener Sommer folgt, umsonst, als die letzten fünf! Sommer vor 1911 kühl und mit Ausnahme von 1907 auch noch waren. Wie anschau- lich launhaft wechselnd jedoch die Wetterfolge ist und wie unsicher demnach Schlüsse im Einzelnen sind, die auf Nechnlichkeiten aufgebaut werden, ergibt die Zusammenstellung heißer Sommer mit den ihnen folgenden Wintern. Unter 18 Fällen heißer Sommermonate folgten sechs mal — Januar — Februar, nämlich in den Jahren 1748, 82, 97, 1834, 68, 1911. Dagegen folgte auf den heißesten Sommer, jenen des Jahres 1775, einer der kältesten Winter: 1775—76, der Monat Januar war um 7° zu kalt. Während dem heißen Sommer 1782 der milde Winter 1782 bis 83, 1788 der heiße Sommer 1783 folgte, war der darauf folgende Winter 1783 — 84 ungewöhnlich kalt.

# Im europäischen Wetterwinkel.

Blanke, sonnenglänzende Schnee- berge wechseln aus dunkelblauen Felsen hinter dunklen Wäldern. Vorber und Palmwedel schwanzen im Hauch des Südens. Laufende von Wäldern und Gebirgen sind geöffnet, und ein amüßiges Durcheinanderreden von dunkeln und hellem Grün, von staubgrauen Ozean- und pechschwarzen Zapfen, in das der Frühling seine Farben schüttet, bricht sich auf den unteren Abhängen. Der Strich zwischen Abhang und dem Meer, wo sich schweißgelbes alles Gemäuer aus dem Korallenbau- blau taucht, ist etwa zwei Meilen breit. Riesen von Gelbbäumen, gegen die die Gelbbäume Korallen wie Kinder erscheinen, bräunen sich hier mit ihrem Kranz; am Meer blau bedeckten die gelbliche milde Jünglinge, und aus der Höhe dunkeln Wäldes hinter Ozean- und Opuntien und mannshohen Pelargonien leuchtet die Goldorange, die Kanarische, die Zitrone. Die kleinen Zweige tragen neben ihren rotgoldenen Früchten den leberfleckten weissen Blüten- kerne, deren Duft so brennend wie ein neues Jahr verblüht. Nichts Schrei- liches irgend ein schneiger, sonnenge- bräunter Mann, wohlwacht mit Güte und Weisheit, den Pfad hinauf,

Seine weißen Stiefel aus Ziegenleder sind haubbedeckt. Genossen folgen ihm, alle in Waffen. Von Helsen hält das Echo von Flintenschüssen. Wir sind auf Kreta. Fern in der Endabucht liegen wie unwirtliche Hunde die Krete- schiffe der Mächte, die die ewig unruhi- ge Insel mit Besetzung bedrohen. Der Kreter glaubt sich im Mittelpunkt der Weltgeschichte, er will Europa beweisen, daß er seine Freiheit erbt; er wird gegen die Blaujungen stehen, die auf Europas Gebiet sein demütigendes Vordringen besetzen wollen. Soweit sind wir noch nicht, und bis das nun Wirk- lichkeit werden soll, wandern ange- sehene Führer und, Wiebergeleit mit wachsenden weißen Wäldern, trammte Männer mit prachtvoll gekleideten Wäldern in Pechschwarz, die ihnen bis an die Nase und die Augen wachsen, und predigen das Evangelium des freien Vaterlandes. Der Kreter läuft und lacht seine Wälder. Einem türki- schen Häuptling hatten wir heute Bes- such ab. Witten in der grünen Ebene, der Ranea, liegt sein Haus. Als wir die beiden Hügel des Trosz offnen, treten wir in einen Märchenpark. Der alte Bau aus Venezianerzeit, an dessen Mauern Schlingpflanzen tan-

fen und mit grellroten Blüten winteten, hat eine Freitreppe in demselben Stil erhalten. Gewaltige Fächerpalmen, Magnolien und was ein reicher Süden geben kann, Baumgruppen edler Rosen, Proben der vielen kreitischen Ab- arten von Orange und Zitrone, tragen über gepflegtem Rasen und Blumen- beeten. Der kreitische Häuptling, der hier waltet, ist eigener Art. In seinem Landhause, dessen venezianischen Na- men Bella Campagna aus. Mehrere Zimmer des Hauses sind geräumt, die Bilder sind verpackt, denn obwohl einer der Kommandanten der engli- schen Kriegsschiffe, ein Freund des Hauses, nur scherzend den Besuch eini- ger Bomben in Aussicht stellte, kann doch einiges davon Wahrheit werden.

# Die Türkei will kei- nen Frieden.

Die Sperre der Dardanellen ist nun die von Rhodus gefolgt. Die Ita- liener bemächtigen sich einer der ägä- ischen Inseln nach der anderen, um Schritt rückgängig gemacht, zu dem sie durch den Angriff der italienischen Flotte genötigt worden war. Sie muß sich jetzt, falls diese einen neuen Vor- stoß versuchen sollte, auf die Forts verlassen, deren Befestigung hinrei- chend stark sein soll, dem vordringen- den Feinde kräftige Abwehr entgegen- zusetzen. Denn wenn die türkische Re- gierung, seitdem die neue Ordnung der Dinge eingeführt wurde, noch nicht Zeit genug gehabt, alle ihre Kräfte zu befestigen und eine Flotte zu schaffen, die an Streikraft der der Armee gleichkommt, so hat sie doch nicht ver- säumt, den Eingang zum Marmora- Meer mit gehöriger Schwere zu ver- sehen. Italien hat wohl versucht, durch dieses Vorgehen die Türkei zu Frei- densverhandlungen bereitwillig zu machen, weil man das Ende des leicht- fertig begonnenen Krieges dringend wünschen muß. Er zieht an seinem Markt und kann sich, den Ausgaben militärischer Sachverständiger zufolge, noch zwei, drei oder mehr Jahre hin- ziehen, ohne daß die in Tripolis festge- legten Armeekorps entscheidende Er- folge zu erzielen vermöchten, der tür- kischen Regierung aber eilt es nicht, sie läßt auch die Vermittlungsversuche der Mächte an sich heran kommen, ohne besondere Neigung zum Friedensschluß kund zu geben.

Die Vermittlungsversuche sind von Russland angeregt worden, aber in sehr rücksichtsvoller Form gestellt. Man hat einfach gefragt, ob die Re- gierung die Bedingungen mitteilen wolle, unter denen sie zu einer Einstellung der Feindseligkeiten bereit sein würde. Somit handelt es sich in erster Linie um einen Waffenstillstand, an den sich dann weitere Verhandlungen knüpfen könnten. Er läßt Italien, dem die Mächte anheimeln gern gefällig sein möchte, sehr gelegen, die türkische Re- gierung ist durchaus nicht in so be- drängter Lage, und was den Friedens- schluß anbelangt, so steht die mehrfach wiederholte Erklärung des Ministers des Äußeren als erste Bedingung fest, daß jeder Gedanke an einen Frieden, der auf der Annexion von Tripolis fuße, unmöglich sei.

Wemertensweri in jeder Beziehung sind die Aeußerungen, die der Kriegs- minister Mohamed Scheffet Pascha, der Schöpfer und leitende Geist der Jungen Türkei, dem Korrespondenten einer großen deutschländischen Zeitung gegenüber getan hat. Man glaubt, sagte er, daß der Krieg uns vortaus- chentlich und bei dem inneren Ausbau des Reiches zurückwirft. Man irrt. Es ist der billigste und bequemste Krieg, der je geführt wurde. Wir haben berechnet, daß er uns genau den zwanzigsten Teil dessen kostet, was die Italiener für ihn ausgeben müssen.

Rach den Hoffnungen für den Frieden gefragt, schüttelte er den Kopf. Warum? So ein Krieg ist sehr ge- fund. Er fördert alle Kräfte, treibt die Begeisterung und den Patriotismus an, weckt den ganzen Enthusiasmus des Volkes. Wie haben wir Angst. Die Dardanellen? Die Ita- liener sollen nur kommen! Wir sind bereit! Sie sollen nur kommen. Die Argüzung: sie werden nicht wieder zurückkehren, lag nahe genug, ohne daß er sie ausgesprochen. Und weiter ließ er sich vernehmen. Oh, für Sa- loniki muß man nicht fürchten. Der alte Sultan bleibt dort. Saloniki ist jetzt der sichere Pfad von der Welt. Früher war das vielleicht anders, aber jetzt! ... Ich sagte es schon, die Welt kennt uns nicht! Sie meint, der Krieg sei für uns ein Unglück. Das ist falsch. Er hat natürlich sein Trauriges für einzelne, für das Reich ist er nur ein Kräftigungsmittel. Rein, wir fürchten uns nicht. Weniger als je! Erst wenn die Welt das begriffen haben und sich danach richten wird, kann man von Frieden sprechen!

und Schopenhauers. Unser Häuptling und Schlossherr ist Konstantin Mano, wohlbekannt unter Christen und Mo- hammedanern; eine leidenschaftliche Natur, ritterlich in jeder Faser. So hat er bei der Eroberung des Blod- hauses Malaga bei Suda 1897 der ge- gangenen türkischen Befestigung mit ei- gener Gefahr das Leben gewettet. Heute sieht es wieder etwas kriegs- mäßig in Bella Campagna aus. Mehrere Zimmer des Hauses sind geräumt, die Bilder sind verpackt, denn obwohl einer der Kommandanten der engli- schen Kriegsschiffe, ein Freund des Hauses, nur scherzend den Besuch eini- ger Bomben in Aussicht stellte, kann doch einiges davon Wahrheit werden.

# Der Operettenkrieg um Tripolis.

Auf die Einnahme von Samos ist nun die von Rhodus gefolgt. Die Ita- liener bemächtigen sich einer der ägä- ischen Inseln nach der anderen, um schließlich den ganzen Archipel in Hän- den zu haben. Die Besitznahme von Rhodus ging in fast derselben Weise vor sich wie die von Samos. Dort schoß der italienische Torpedobootzer- störer „Drao“ zunächst das türkische Stationsgeschiff Isalmieh, dessen Mann- schaft es zu versenken versucht hatte, in Grund und Boden. Dann beschloß das Kanonenboot Emanuele Filiberto die Kaiserin der türkischen Garnison, wo- rauf der Kommandant an den Gouverneur, nominell Fürsten von Samos die Forderung der Niederholung der türkischen Flagge und deren Uebergabe stellte. Da kein Widerstand möglich war, ergab sich die Befestigung. Die Be- wöpfung der Insel aber rief: Es lebe Italien! Es lebe Savoyen! Sie besteht nämlich zum großen Teile aus Grie- chen. Ob die von Rhodus die Italiener ebenso freundlich aufgenommen, ist in den Depeschen nicht mitgeteilt, daß die Uebergabe nach kurzer Zeit erfolgen mußte, ist selbstverständlich.

Mit den anderen Inseln wird die italienische Flotte ebenso leichtes Spiel haben, denn an ernstlichen Widerstand ist nicht zu denken. Es sind dies Zacia (14,000 Einwohner), Patmos (4000), Leros (7000), Kalymnos (18,000), Astypalaia (5000), Myrsoi (3000), Syme (18,000), Kasteloriso (7000), Chalki (5000), Telos (2500), Karpathos (9000) und dicht bei Kreta Kassos (8000), mit zusammen gegen 98,500 Einwohnern. Die türkischen Garnisonen werden 1500 Mann nicht überschreiten. Die Bevölkerung ist überwiegend griechisch. Sie hat seit altersher besondere Vorrechte genossen, die im allgemeinen von der türkischen Verwaltung anerkannt oder deren Verletzung gebührend wurde. Erst seit Wiedereröffnung der Verfassung sind manche dieser Rechte bestritten worden. Die Inselbewohner beharren seitdem in störrischer Widerständigkeit; sie entschie- nen keine Abgeordneten in das türkische Parlament, weil sie darin eine Auf- hebung ihrer Sonderrechte sehen wür- den; sie wollen keine Soldaten stellen und gehören überhaupt zu den vielen ottomanischen Christen, die als Staat im türkischen Staat allenfalls leben wollen, die aber dem Verstandnis für ein Aufgehen in ottomanische Interes- sen besitz, und denen, in solchen Lichte betrachtet, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bössartige Erinne- rungen eines zum Islam bekehrten Zeufels bedeuten. Die Türkei hat diese wider- bürgerlichen „Ottomanen“, die keine Idee wollen, bisher nicht schroff behan- delt; sie hat die Sache nicht tragisch genommen und nur kleine Garnisonen auf die größeren Inseln gelegt. Dadurch verdient der Inselbewohner etwas Geld, und in solchem Falle scheint sich das mit den Sonderrechten zu vertragen. Aber nun, da sich Gelegenheit bietet, Unabhängigkeit zu zeigen, wird schnell davon Gebrauch gemacht. Und das mag weitere Folgen haben. Es könnte der Ausgangspunkt einer groß- griechischen Bewegung werden, die weiter- reichend die mit Mühe niedererhaltenen unruhigen Elemente in den Bal- kanstaaten in Fluß brächte. Italien hat damit eine neue Verantwortlichkeit auf sich geladen.

# X-Strahlen.

Mancher geht immer leer aus, weil er bittet, wo er fordern, und fordert, wo er bitten sollte.

Manche fühlen sich nur deshalb überall zurückgesetzt, weil sie überall die ersten sein wollen.

Das Ausschlagen des Publikums verheißt die Fleischbarone aus dem H. Wundern sich jemand darüber?

Dem Stahlstrahl ist hart betakom- men; er hat einen goldenen Panzer und Knäuel von schweren Kaliber.

Eine Luftflotte müssen wir natür- lich auch haben, obgleich es dem Durch- schnittsamerikaner schwer fallen dürfte, sich einen Feind vorzustellen, der ihn die Luft unsicher machen könnte.

Endlich einmal ohne Revolven! In Jowa haben sich zwei Wettbewerber um die Hand einer Schönen gegen- sätzlich gründlich verlobt und sind jetzt die besten Freunde. Das Mädel ist wieder zu haben.

# Vor der Entscheidung über die Berufswahl.

Mit jedem Schluß, wenn aus den oberen Klassen die Schüler entlas- sen werden, um mit den erworbenen Kenntnissen sich in ihrer künftigen Tä- tigkeit zurecht zu finden, tritt an ge- wissenhafte Eltern die Frage heran, welcher Erwerbszweig wohl für die Anlagen und Fähigkeiten der Söhne und Töchter der am besten geeignet ist. Sie ist schwer zu beantworten. In manchen Fällen gibt allerdings die Eigenart des Kindes hinreichende Finger- zeige, in welchem Beruf es sich am besten bewähren, sich heimlich fühlen würde, um mit frohem Erfassen der Gelegenheiten vorwärts zu kommen, oft aber muß es dem Zufall überlassen bleiben, wo der junge Mensch die ersten Schritte zu späterer Selbständigkeit tun lenkt.

Die Hauptsache ist, ein Arbeitsfeld zu finden, auf dem die Beschäftigung Ansporn, nicht nur zu geregelter Tä- tigkeit, sondern auch zum eigenen Den- ken, zum Lernen gibt, aus dem sich dann später Fachverständnis und Ur- teil entwickeln soll. Ein großer Jera- tum ist es, zu glauben, daß irgend eine Arbeitsstelle gut genug ist, so lange sie nur ein paar Dollars wöchentlich ein- bringt. Man muß vor allem darauf sehen, daß die Arbeit auch eine Grund- lage zu Kenntnissen und Fertigkeiten mit sich bringt, nicht die bloße Beschäfti- gung. Dem jungen Menschen mag es anfangs freilich ganz angenehm scheinen, wenn er einen leichten Platz findet, in dem er keine schwere Arbeit, mit Hand oder Kopf, zu verrichten hat, eben nur da ist ohne weiteren Zwang, später aber, wenn er nahe an das mün- dige Alter kommt und immer noch nicht mehr leisten kann als irgend ein ge- legentlicher Ausbilder, wird er es den Eltern nicht dank wissen, daß sie ihn nicht in einem Handwerk, selbst auch in einer Fabrik untergebracht haben, in- dem er sich leichter zur Monotonie der Arbeitsteilung der heutigen Methoden ihn nie ganz zur Beherrschung des Fachs gelangen läßt, ihm aber doch Ge- legenheit und Anregung zur Fortbil-

bung gegeben wird. Der geistig rege Mensch, und das sind die meisten, wird selbst bei der Fabrikarbeit über den eigenen Platz hinaussehen, andere beo- bachten, die bessere, schwerere Aufgaben zu bewältigen haben und so ganz von selbst sich weiter zu entwickeln suchen. Der Drang dazu steht in jedem und daß er sich mit Erfolg geltend machen kann, kommt nur darauf an, ob er auch in der gewählten Berufsarbeit Genü- gung an der eigenen Tätigkeit findet, daß er „bedenkt, was er vollbringt“. Wenn er es dann zu etwas gebracht hat, wird er mit Bedauern auf den ehe- maligen Schulfachlehrer blicken, der mit dürftigem Lohn sich in Stellungen abmüht, die irgend jemand ohne Schu- lung ausfüllen kann, der seinen eigent- lichen Lebensberuf gefunden hat.

Wie aber findet man den? Das be- reitet große Schwierigkeiten, denn ge- meinlich ist man im Publikum nicht über die Erfordernisse und die gebote- nen Möglichkeiten eines solchen Berufs informiert. Man muß es nur allzuhäufig „auf gut Glück“ versuchen. In Zukunft wird das von den Eltern guter und zuverlässiger Rat zur Seite stehen. Mit dem auf Anregung des Präsi- denten vom Kongress geschaffenen „Bureau für Kinderarbeit“ ist ein wertvolles Hilfsmittel gegeben. Dem Bureau ist aufgetragen, über die Verwendung von Kinderarbeit und der für sie ge- eigneten industriellen Tätigkeit genaue Daten einzusammeln, aus denen jedermann die erforderliche Information erhalten kann. Es soll aus seinen Erhebungen einen Gesamtüberblick über das ganze Feld der Kinderarbeit geben können nebst Angaben über alle einschlägige Gesetzgebung der verschie- denen Staaten über Kinderarbeit, Elternrechte gegenüber dem Unternehmer und so weiter. Welche Frage sich auch auf diesem Gebiete aufwerfen mag, man wird die Antwort in dem Bur- eaubureau finden können, mit dessen Einrichtung ein weiterer nutzvoller Schritt in der sozialen Gesetzgebung getan ist.

# Ein nationales Gesundheitsamt.

Im Senat ist vom zuständigen Kom- mittee die Annahme der Owen-Bill empfohlen worden, die dem Lande end- lich die schon lange wünschenswerte nationale Gesundheitsbehörde geben soll, die einheitlich eingreifen kann, wo es im allgemeinem Interesse notwen- dig ist. Bis hier hat was gefehlt, wie es namentlich bei Epidemien oft als Stö- rung und Hemmnis empfunden wor- den ist, wo die Autorität des Marine- Hospitaldienstes vor der Eiserfülle staatlicher Jurisdiction Halt machen mußte und Kompetenzkonflikte wirt- schaftlicher Maßnahmen behinderten. Während der letzten Gelbfieber-Epidemien, die nun glücklich überwunden zu sein scheinen, waren in dieser Beziehung manche unliebsame Vorkommnisse zu verzeichnen. Die Bill beabsichtigt nicht, den Staaten die ihnen autom- tende Autorität zu nehmen, sie soll nur die Grundpläne zu gemeinsamem Vorgehen geben, wo dies für die Ge- samtheit notwendig wird.

Um allen Befürwortern zu begegnen, wird in der Bill ausdrücklich bestimmt, daß der nationale Sanitätsdienst sich in keine Funktionen einzumischen soll, die ausschließlich den Staaten zustehen. Rein Beamter des Dienstes darf ir- gend ein Haus ohne Erlaubnis des Be- wohners oder Eigentümers betreten, auch darf die Behörde sich keinerlei Eingriffe in irgend eine medizinische Praxis gestatten, den Patienten keine

Vorschriften machen, von welchem Arzt oder nach welcher medizinischen Schule sie behandelt werden sollen. Diese ganz selbstverständlichen Bestimmungen hat man in die Bill aufzunehmen für nötig befunden, um die Opposition zu entkräften, die mit solchen Ar- gumenten dagegen Stimmung zu machen sucht. Die den Bürgern zustehende Rechte sollen in keiner Weise angetastet werden, die Absicht ist nur, eine nationale Autorität mit ähnlichen Voll- machten zu schaffen, wie dies in ande- ren Ländern der Fall ist, wo eine oberste Behörde die gesamten sanitären Interessen des Landes überwacht. Es würde in Deutschland niemand daran denken wollen, das Reichsge- sundheitsamt abzuschaffen.

Die neu einzurichtende Behörde soll den jetzt dem Schagamentsdepartement unterstellten Sanitäts- und Marine- hospitaldienst, die zum Handels- und Arbeits-Departement gehörige Abtei- lung für Lebensstatistik und den Teil des Chemischen Bureau des Ackerbau- Departements umfassen, dem die Durchführung des nationalen Lebens- mittelgesetzes obliegt. Dadurch wird eine einheitliche Organisation erzielt, deren gemeinsame Tätigkeit sich nützlich vermerken lassen wird als dies jetzt bei getrennter Leitung möglich ist. Bei der großen Bedeutung des Sanitätswesens ist das Bestehen einer nationalen Autorität in demselben not- wendige Forderung.

# Das Sternenbanner im Ozean.

Ein kürzlich veröffentlichter Bericht stellt die Tatsache fest, daß seit dem Jahre 1909, in dem das Gesetz für den zollfreien Austausch zwischen den Ver. Staaten und den Philippinen in Kraft trat, der Handel sich mehr als verdoppelt hat. In den acht Monaten, die im Februar 1912 zum Abschluß kamen, erreichte der Handel — Ein- fuhr und Ausfuhr — die fastliche Gesamtsumme von über 30 Millionen Dollars; in derselben Periode des Jahres 1909, das heißt knapp vor dem Intrafretten des erwähnten Ge- setzes, betrug er kaum 14 Millionen Dollars. Die bisher im statistischen Bureau des Handelsministeriums ein- gesammelten Zahlen lassen ferner den Schluss gerechtfertigt erscheinen, daß der Gesamthandel am Ende des mit dem Monat Juni abschließenden Fiskaljahres die Summe von 40 Millio- nen Dollars — gegenüber 203 Mil- lionen im fiskalischen 1909. — weit- aus übersteigen dürfte.

Seit der Wirtshaft des Gesetzes war das Wachstum der Ausfuhr von den Vereinigten Staaten nach den Philippinen in fast allen Handelsarti- keln stetig und nahezu gleich. An erster

Stelle standen freilich jene Artikel, die die Kinder in den Kolonien der größte Bedarf geltend machte. Unter ihnen sind vor allem Baumwollwaren und Ma- schinen zu nennen. Dazwischen stehen Strafen- und Eisenbahnwagen sowie Getreide aller Art, Getreide, Fisch, Kautschuk- und Lederwaren, Mineral- öle usw. Die Einfuhr, von der Reis beinahe ausschließlich auf Zucker und Tabak, Nigaren und Nigarenen kamen zur Freude aller Liebhaber eines duftigen Kautschuk in schweren Mengen. Nicht zu verzeihen die einhei- mische Industrie der Strohfabrikation, die ihren Exportumlag gleichfalls ver- doppelt.

Nedot Ivanowitsch aus Nishnij-Nowgorod ist von einer Reise nach Deutschland zurückgekehrt und erzählt im Kreis seiner Lieben: „Ich ein wert- würdiges Land, dieses Deutschland! Kauf ich mit da eines Tages ein Pfund Zucker zu meinem Tee und wie's zum Spaß bei meiner Wirtin nach. Was meint ihr, was hat's gewogen? Genau ein Pfund!“